

Verlorenes Land

Eine Fahrt durch das ehemalige Deutsch-Ostafrika.

Von Colin Koh.

Dares Salam.

Draußen war der Busch, die feingliedrige, zarte Silhouette rantigen Geästes huschte am Fenster meines Abteils vorüber, wie hingehaucht von einem magischen Projektor.

Ich sah an mir herunter. Meine Breeches und Samaschen trugen noch deutliche Spuren dieses dornigen Busches, den ich auf endlosen Ritten und Märschen durchquert. In diesem Busch hatte ich Löwen und Elefanten getroffen, hatte mich das Fieber geschüttelt, hatte ich gehungert und gedürstet. Dieser Busch ist Afrika, das ganze harte, feindselige Afrika, dessen abweisende Natur den Menschen noch immer bezwungen, mit der er höchstens paktierte. Der schwarze und der braune Mensch ist an dieser feindseligen Natur gescheitert, auch der weiße — die heruntergekommenen Kolonisten Siedlungen der ersten portugiesischen Kolonisation sprechen eine berebete Sprache.

Aber jetzt hat der weiße Mann diesen widerstehenden Kontinent neu angepackt, mit seinen Bahnen und Autos. Der Busch vom Zug aus ist nicht mehr der Busch, der einem auf beschwerlichen Märschen Gesicht und Hände zertrast.

Ich kam aus dem Kongo, dem Herzen Afrikas. In zweitägiger Fahrt trägt einen die Zentralbahn vom Tanganjikasee an die Küste. Es ist noch gar nicht so lange her, daß die Zurücklegung dieser Strecke sechs und acht Wochen Marsch erforderte. Erst 1914 hatten wir diese Bahn vollendet, die unser ostafrikanisches Schutzgebiet erst richtig erschloß. Dann kam der Krieg und heute heißt Deutsch-Ostafrika „Tanganika-Territorium“ und der englische „Königreich“ Siam mußte erst ein Protokoll aufnehmen, ehe er mir in Kigoma das Betreten unserer früheren Kolonie gestatten konnte. Freilich tat er es in der höflichsten, lebenswürdigsten Weise, sich wegen unvermeidlicher lästiger Formalitäten gewissermaßen entschuldigend. Auch auf der weiteren Reise hatte ich mich nicht zu beklagen. Man kann wohl gerade sagen, daß die englischen Beamten die wieder ins Land kommenden Deutschen sehr herzlich aufnahmen, aber durchaus korrekt, und in ihrer ganzen Art schwingen Bewunderung und Hochachtung mit vor dem, was die früheren Herren dieses Landes geleistet und geschaffen.

Ist das eigentlich ein Wunder? Man braucht nur diese vorbildliche Bahn anzusehen oder Kigoma mit seinen sauberen hübschen Straßen und Anlagen. Man kann mir entgegenhalten, so etwas ist eine reine Kostfrage, und die Zentralbahn hat ja auch ihre 116 Millionen Mark gekostet. Allein in andern Kolonien wurde mit gleichen Mitteln weniger erreicht, und schließlich

handelt es sich ja nicht nur um Dinge, sondern auch um Menschen. Erzählte mir nicht ein Polizeioffizier, welcher ein hervorragendes Material seine Ästare wären, die alle noch aus deutscher Schule stammten!

Auch wenn man kein bedingungsloser Kolonial-enthusiast ist, wird man hier in Ostafrika ein bitteres Gefühl nicht los; aber andererseits kann ich mich weniger Gebiete erinnern, in denen man sich so voll Stolz bewußt wird, ein Deutscher zu sein.

Als mich auf dem Tanganjikaseedampfer die Einwanderungsbeamten als den einzigen aller Passagiere zurückhielten, stieg ein finsterner Anwalt in mir auf. Aber ich sah, daß von der Formalität eines Protokolls abgesehen, meine belgischen Reisegefährten keineswegs besser behandelt wurden. Wenigstens nicht auf dem Zoll, den ich rascher passierte, und auch nicht auf der Bahn. Auf mein Verlangen wies mir der Stationsvorsteher sogleich ein Abteil für mich an, während die

Belgier von dem indischen Schaffner in eins zusammengepackt wurden.

Der Zug ist überall, allerdings sind die Mitreisenden überwiegend Farbige: Suaheli, Jaber und Kober. Seit der englischen Herrschaft gibt es auf der Eisenbahn keine Karrenhäufe mehr. Wer das Geld hat, kann ruhig zweiter und selbst erster Klasse fahren, mag seine Hautfarbe noch so schwarz und seine Gewohnheiten noch so absonderlich sein.

Freilich trauen sich die Farbigen noch nicht ganz, von ihren neuen Rechten Gebrauch zu machen. Wie gesagt, der Zug ist überall, und ich sitze allein in meinem Abteil. Ab und zu erscheint eine Gruppe Farbiger im Gang, schickt zu mir herein, kuschelt miteinander und schleicht dann doch wieder fort, um sich in den anderen Abteilen noch enger zusammenzudrängen.

Meine unmittelbaren Nachbarn sind eine indische Familie und eine Europäerin. Die Indierin kam mit Mann, ungezählten Kindern und Dienerrinnen, so daß es mir ein Rätsel ist, wie alle Platz fanden. Die Indierin ist fast nie auf dem Seitengang zu sehen, erscheint sie aber einmal, so ist der Mann wie ein Wachhund hinter ihr her.

Auch die Europäerin wurde in Kigoma von ihrem Gatten an den Zug gebracht, aber dann verabschiedete er sich und entließ sie allein auf eine monatelange Reise.

Die Indierin ist tief verschleiert. Das einzige, was man von ihrer Haut sieht, sind die nackten, feinen, braunen Knöchel, um die sich die schweren Silberhüpfen gleich Sklavenfesseln legen. Die Europäerin ist fast nackt. Sie trägt nur ein Khasidum mit hochgekrempten Kermeln und weit offenem Hals und „Shorts“, die in Ostafrika üblichen Khasidnicholen. Viele sind so kurz, daß sie kaum den halben Oberkörper bedecken, und so weit, daß auch die Teile sichtbar sind, die sie eigentlich verhüllen sollten. Strümpfe fehlen, an Stelle von Schuhen trägt sie Sandalen. So sind ihre ganzen schlanken Beine nackt wie die einer Tänzerin.

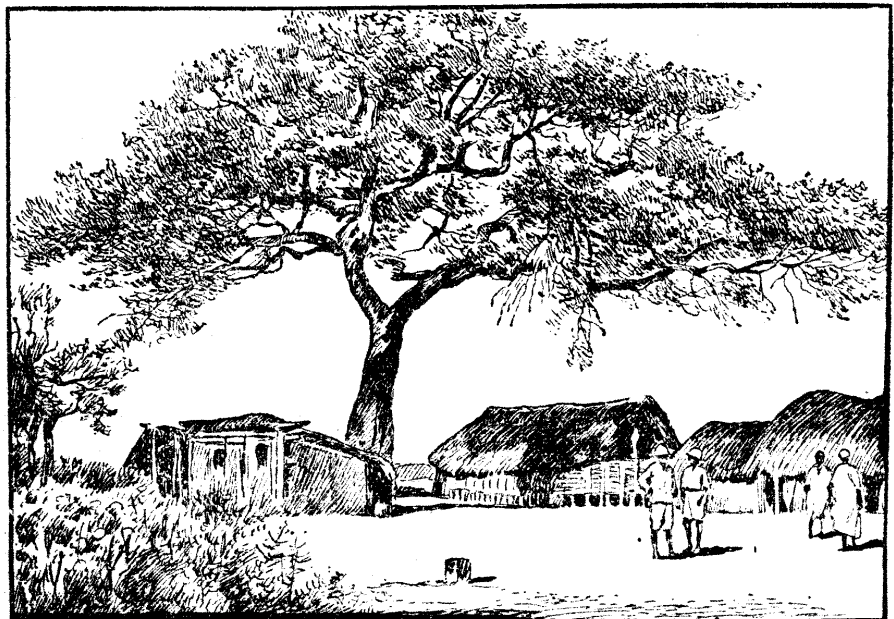
Einmal trafen sich die Indierin und die Europäerin im Seitengang und musterten einander einen Augenblick. Die Farbige schielte dabei über ihren Schleier, und ich sah, daß sie schöne schwarze Augen hatte.

Auch die Europäerin ist hübsch. Sie ist selten in ihrem Abteil, sondern hockt meist auf dem Trittbrett der Plattform. Sie ist knabenhaft schmal, und die Fehde, auf der sie lauert, sehr breit. So sitze ich bald neben ihr. Wir beiden sind dem Busch so nahe, daß er fast mit seinen Dornen Zweigen nach uns schlägt.

Die Europäerin ist eigentlich keine Europäerin, sondern nur das, was man hier in Afrika eine Europäerin nennt. Sie ist in Rhodesien geboren, und der Busch ist ihre Heimat. Ihr Vater war Landmesser und zog sein Leben lang mit Frau und Kind durch Busch und Steppe.

Die Rhodesierin will auf Sajari, das heißt zu Fuß mit Trägerkarawane, von Moschi nach Sotik in der Kenia-Kolonie, wo ihre Schwester eine Farm besitzt. „Das heißt, wenn ich Träger bekomme“, meint sie zweifelnd, „seit der neuen büßsinnigen Eingeborenenpolitik kann man ja nicht mehr darauf rechnen. Nicht einmal der D. G. — der Distriktskommissionär — bekommt Träger, wenn er sie braucht. Zu der Zeit, als ihr Deutsche hier noch registriert, da war das ganz anders, da mußten die Schwarzen, daß sie zu tun hatten, was der Weiße befehl!“ Herzerlich wirft sie die brennende Zigarette in das dürre Getrüpp auf dem Bahndamm, das sofort mit schwacher Flamme aufglummt.

Schweigend sitzen wir eine Weile nebeneinander.



Die Anfänge einer deutschen Farm.

Der Busch zieht in seiner grenzenlosen Eintönigkeit an uns vorbei. Busch, Busch, Busch, Dorn und Gestrüpp. Wie ein Mensch, selten ein Tier. Ein paar Antilopen, ein Schafal, Affen. Ginnmal geht es an Löwen vorbei, die ein Hartheiß dicht an der Bahn gerissen haben. Sie sind von dem Herannahen des Juges, der nur zweimal in der Woche verkehrt, so verblüfft, daß sie einen Augenblick die herantretende Maschine anstarrten, ehe sie ins Dickicht flüchten.

Es wird Abend. Eine alte Negerin in Suaheliracht, das heißt, von Kopf zu Fuß in schwarze Lächer gehüllt, erscheint. Kniet vor der nackten weißen Herrin nieder und meldet ihr, daß Nachtessen und Lager im Klute bereit sind. Die Negerin hat Augen wie ein Hund. „Die ist noch von der alten Art.“ sagt die Weiße, sich auf die Schwarze stützend und sich lässig aufrichtend. Ich gehe zum Abendessen in den Speisewagen. An dem Tisch des Kanadiers und des Südafrikaners, mit denen ich zusammen auf dem Konno reiste, lerne ich den obersten englischen Richter des Tanganyika-Territoriums kennen.

sich aus selbstlosem Anstand so. Sie mochten erkannt haben, was für einen wertvollen Faktor die Deutschen für den Wiederaufbau der durch den Krieg stark mitgenommenen Kolonie darstellen, und wie wünschenswert eine Stärkung des weißen Elements gegenüber den Jubern ist, die in Ostafrika eine fast bedrohliche wirtschaftliche Machtstellung gewonnen haben. Aber es sprechen doch auch sehr wichtige Gründe dafür, die Deutschen weiterhin aus der früheren Kolonie fernzuhalten, wie es Franzosen und Belgier mit ihren Mandatsgebieten tun.

Wir wollen auch nicht verkennen, was es für die englische Verwaltung bedeutete, die deutsche Kommission zuzulassen, welche die rückständigen Afrikaner- und Trägerlöhne auszahlte und die während der Kriegszeit ausgesetzten Guthabeneinlöste. Ich erlebte es selbst, welche Wirkung das Erscheinen dieser Kommission auf die Eingeborenen ausübte, wie tiefgehend die Erinnerung an die deutsche Herrschaft und den Krieg unter deutscher Flagge aufgewühlt wurde. Es steckt auch Mitterlichkeit darin, das Denkmal für die Schlacht bei

fann, verschiebt den Besuch beim Arzt, bis er den Schiffsarzt konsultieren kann. Man trifft Bekannte, man kommt mit der Heimat wieder in Berührung. Kurz, man hat ein Erlebnis, das einen einige Wochen oder Monate Einsamkeit im Busch wieder leichter ertragen läßt...

Dieser Ausflug ist mit freundlicher Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig, dem in diesem Verlage erschienenen Buche von Colin Ross: Die erwachende Sphinx. Durch Afrika vom Kap nach Kairo, entnommen. Gegenwärtig gelangt in der Wiener Urania der Reisefilm „Mit Kamera, Hund und Kegel zur Vorführung, den Colin Ross anlässlich der in diesem Buch geschilderten Afrikanreise aufgenommen hat.

Aus aller Welt.

Ein falscher Verdacht.

Daß ein Parfum oft verdrängend wirken kann, ist bekannt. Ein hiesiger Bürger der Stadt Avignon ist dieser Tage eines Seitenprinzings begünstigt worden, weil er den Duft eines exotischen Wohlgeruchs in sein jüliches Parfum. Der Verdacht war sofort rege. Er war falsch. Denn ohne irgendwie an ein Abenteuer zu denken, war der brave Gatte an einem Parfümerieladen vorbeigekommen, welcher sich einer neuartigen Kundenwerbung bediente: Von Zeit zu Zeit nämlich auf die Passanten eine Wolke aussergewöhnlicher Düfte loszulassen. Der falsche Verdächtige mußte sich mit einem Hinweis auf die Reklame zu rechtfertigen. Aber die Fälle häuften sich. In Avignon, Marseille und anderen Städten des Südens können seit einiger Zeit ungewöhnliche Gattinnen nur schwer schlafen.

Pariser Polizeigeschichten.

Auch in Paris beginnt die Erziehung des Fußgängers; strenge Vorschriften gestatten ihm den Ubergang über belebte Straßen nur an gewissen Stellen. An dem carrefour Chateaubain, welcher nicht unwohl im Volksmunde die Bezeichnung „Platz der Ueberfahrenen“ trägt, ist für den Fußgänger eine bestimmte Wegrichtung vorgeschrieben. Dieser Tage versuchte eine wohlbeleibte Dame nach ihrem Gutmütigen über den Fahrdamm zu gelangen. Der Schutzmann wies sie an den frei gegebenen Uebergang. Ohne sich daran zu halten, versuchte sie aufs neue ihr Vorhaben und wurde zum zweiten Male auf die Vorschriften aufmerksam gemacht. Abermals war die Aufforderung vergeblich. Als der Schutzmann Miene machte, ihren Namen festzusetzen, rief die Dame empört: Schämten Sie sich, Herr, ich könnte Ihre Mutter sein! Verblüfft schweigend der Schutzmann (denn er war jung) und die Dame kam ohne Anzeige davon.

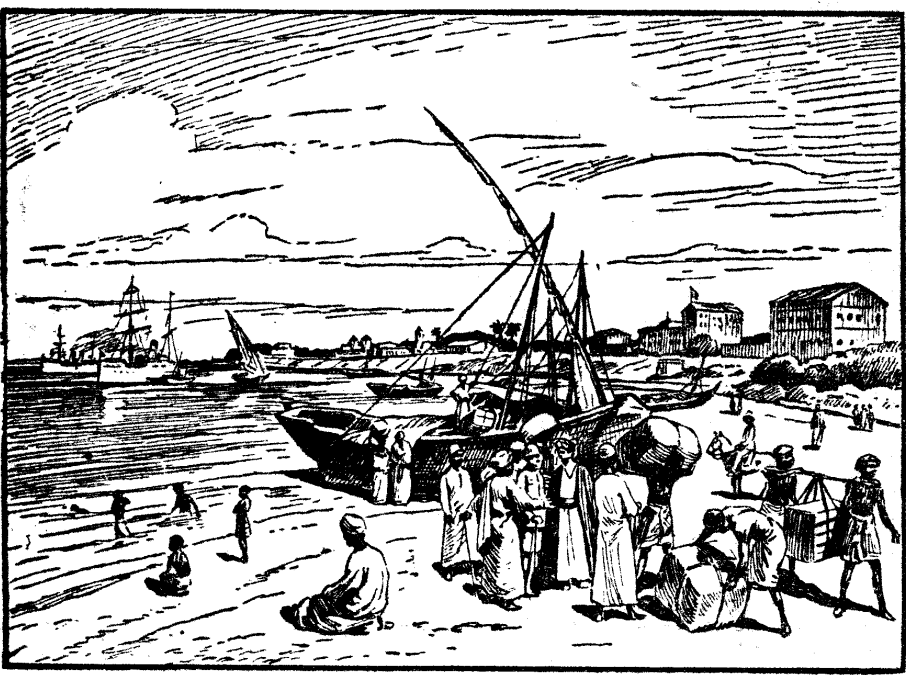
Eine andere Szene zwischen Polizei und Passantin spielte sich auf einem der großen Boulevards ab. Ein eleganter Neger folgte hartnäckig einer geschminkten Schönen. Um ihren lässigen Verfolger abzuhalten, versuchte diese, den Fahrdamm zu überqueren. Ein Schutzmann hielt sie auf und bedeutete ihr, daß die Straße nur an einer bestimmten Stelle zu passieren wäre. Der Neger hatte unterdessen an Vorprung genommen. Die Kleine versuchte neuerdings aufs Geratewohl über die Straße zu kommen; ein zweiter Schutzmann kam ihr in die Quere. Als er sie zurückweisen wollte, wies sie auf ihren schwarzen Verfolger mit den Worten hin: „Er belästigt mich.“ Der Schutzmann verstand. Eine Handbewegung von ihm hinderte die dicke Reihe von Fahrzeugen. Die Kleine schlüpfte durch und gewann die gegenüberliegende Straßenseite. Enttäuscht mußte der Neger auf der anderen Seite zurückbleiben.

Der Zufall und die Doppelhele.

Ein Pariser Krankenhaus nahm dieser Tage einen Schwerkranken auf, welcher in einem seiner seltenen Bewußtseinsaugenblicke nach seiner Frau verlangte und die Wohnungsschlüssel nach Hause betrorf. Der Krankenschwäger besaß sich, dem Wünsche nachzukommen und übernahm die Verhändigung. Ein anderer Wärter löste ihn ab, ohne von dem Wunsch des Kranken zu wissen. Kurze Zeit darauf verlangte dieser wiederum jenseitlich nach seiner Frau; wiederum nahm ein Wärter den Wunsch entgegen und besaß sich, der amorgehenen Anstalt die Verhändigung zu überbringen. Daß diesmal jedoch die Adresse anders lautete, ging unbeachtet vorüber. Kurze Zeit darauf, knapp nach einander, stellten sich zwei junge Frauen ein. Am Krankenbette gab es eine Szene; die Doppelhele des Patienten war durch den Zufall offenkundig geworden. Das gerichtliche Nachspiel wird — falls er seine Krankheit überlebt — nicht ausbleiben.

Frauenlied.

Paris. Es ist sechs Uhr. Geschäftsschluss. Alle Autobusse, welche den Opernplatz passieren, sind gedrängt voll. An der Haltestelle wartet eine junge Dame, schlü und hübsch, seit einer halben Stunde. Autobus auf Autobus rollt vorüber, kein Platz ist frei, kein Wagen hält. Mäßig zwingt eine Verkehrspolizei den eben vorbeifahrenden Wagen zum Stehen. Von der offenen Klaffform herab nimmt ein Fahrgast die hübsche Passantin genau ins Auge. Gefällt er ihr? Sie lächelt geminnend. Er ist entzückt, hofft auf ein Abenteuer und heilt sich, abzujucken. „Ihr Interresse ist plöglich tot.“ „Sein“ Platz ist frei. Sie drängt sich an ihm vorüber, während ihn keines Blickes, blickt in den Wagen und ruht dem Schöpfer zu: „Ein Platz ist frei, ich reise ein.“ Der abgesehene Don Juan in Eile hat nicht ganz begriffen und will in den Wagen zurück; der Schöpfer stellt sich ihm in den Weg: „Alles besetzt. Den nächsten Wagen nehmen.“ Und der Autobus rollt ab.



Blick auf den Hafen von Dar es Salaam.

Der malanische Kellner hat abiernt. Wir sitzen beim Whisky. Draußen ist undurchdringliche Nacht. Wegen die Gasfenster kummern die Moskito. Das Gespräch dreht sich um Eingeborenenfragen. Wir suchen die Schwarzen immer mehr sich selbst zu überlassen und sich selbst verwalten zu lassen. „meint der Richter, es war wohl ein Fehler, daß wir uns mit unseren so ganz anderen Anschauungen überhaupt in ihre Gedankenwelt eindringten. Schlägt ein Neger beispielsweise einen Stummestgenossen tot, so ist das ein Verbrechen, das mit einigen Kindern an die Hinterbliebenen voll- auf geföhnt ist. Wie komme ich dazu, ihn dafür zu hängen? Das ist eine Strafe, die kein Schwarzjer versteht.“

Am nächsten Morgen kamen wir in Tabora an, um dann nach Dar es Salaam weiter zu reisen.

Als der Krieg zu Ende ging, standen die Reste der deutschen ostafrikanischen Schutztruppe wohl noch unbefestigt in Rhodesien, doch die ganze Kolonie war vom Feinde besetzt. Mehr als das: das Deutschland war mit der Wurzel ausgerissen, die letzten Deutschen gefangen und vertrieben, die Frauen und Kinder interniert, der deutsche Besitz reiflos enteignet. Durch maßlose Propaganda, Verhöhnung, Verpöndungen und Gewährung neuer Rechte hatte man versucht, selbst in den Herzen der Eingeborenen die Erinnerung an die deutsche Herrschaft zu tilgen.

Die Tapferkeit und Ritterlichkeit, mit der die deutsche Schutztruppe unter Lettem vier Jahre lang gekämpft, bedeutet für jeden Deutschen, der heute nach Afrika kommt, ein moralisches Plus, das ihm Achtung, Geschäftsmöglichkeiten, leichtere Arbeiteranwerbung und dergleichen sichert.

Es ist geradezu verblüffend, wie in Ostafrika, in dem selbst der deutsche Name ausgedöhnt schien, heute das Deutschland wieder blüht. Am Tanganyika konnte ich davon freilich noch nichts merken, allein je näher ich Dar es Salaam kam, desto härter wurde der deutsche Einfluß, und Tanga, die Hafenstadt des Manabara- und Kilimandschargebietes, ist fast wieder so deutsch wie etwa Windhof.

Man muß zugestehen, daß diese Entwicklung ohne weitgehendes Entgegenkommen der Engländer nicht möglich gewesen wäre. Freilich handelten sie nicht ledig-

Langa, Englands größte Niederlage in Ostafrika zu erhalten und pflegen zu lassen, wie es unter englischer Herrschaft und Stadtverwaltung geschah. Ich fand die Gedanklast unter dem weitausladenden Affenbrodbaum vor den Toren Langas, die in den letzten Jahren bereits recht gelitten hatte, gesäubert und die verblichene Inschrift erneuert.

Im allgemeinen kommen Deutsche und Engländer gut miteinander aus. Freilich gehört von deutscher Seite ein gut Teil Entschagung dazu. In Dar es Salaam war ich bei einer deutschen Familie zu Gast. Trotzdem mehrere Kinder da waren, mußten sie sich mit einer engen Wickelwohnung in einer der heißen Geschäftstraßen der Stadt behelfen.

Auf einem gemeinsamen Spaziergang an der herrlichen, palmenbestandenen Strandpromenade kamen wir an einer großen, schönen Villa inmitten eines blühenden Gartens vorbei, deren Fenster und Türen Tag und Nacht den kühlen Seewinden offen stehen. „Das war vor dem Krieg unser Haus“, sagte der Mann, und die Frau nickte nur. Mit allem, was drin an Möbeln, Einrichtungsgegenständen und persönlichen Gebrauchsgegenständen, hat man es ihnen genommen. Sie sehen täglich Fremde in dem kühlen Garten ihres ehemaligen Besitzes, während sie selbst in dumpfen, engen Räumen leben müssen. „Wir müssen eben neu anfangen“, meinten sie, und es war nicht einmal Bitterkeit in ihrer Stimme.

Dem Deutschland in Ostafrika fehlt einstweilen noch der natürliche Mittelpunkt. Auch Mission, Schule und Kirche wurden je zerstört. Heute arbeitet die deutsche Mission wieder, über die Rückgabe der Kirchen schweben Verhandlungen, und die ersten Versuche zur Gründung deutscher Schulen sind im Gange. Sehr störend ist das Fehlen einer amtlichen deutschen Vertretung.

So wurden die deutschen Schiffe der Mittelpunkt des deutschen Lebens in Ostafrika. Wenn ein Dampfer des deutschen Africadienstes, in dem die Ostafrika- und die Boermannlinie vereinigt sind, in Dar es Salaam und Tanga anlegt, ist das ein Ereignis, das nicht nur in den Häfen selbst freudige Erregung auslöst, sondern bis weit ins Hinterland hinein Wellen schlägt. Wer es irgend kann, macht sich frei und fährt auf den deutschen Dampfer. Dort gibt es deutsche Zeitungen und deutsches Bier. Man sucht den deutschen Freiseur auf. Wer es